

# Der Welt Spiegel

Illustr. Halbwochen-Chronik des Berliner Tageblatts



## Mirame.

Novelle von Marcelle Tinayre. (Fortsetzung.)

„Alle nichts, glaube mir, Mirame, sie sind ohne das geringste Partigefühl, ich habe doch die Beweise.“ Und die kindliche Stimme erzählt eine lange, vermittelte Geschichte von Liebe, Geld, Unwahrheit und Verlassen. Das Ganze klingt dumm und zugleich tieftraurig, und die Stimme, die bei manchen Worten freisch, scheint bei anderen brechen zu wollen. Nach einem Stillschweigen jagt eine andere Stimme leiser und tiefer: „Du bist noch so jung, Cécile, wenn du mal so viel erlebt haben wirst wie ich... man muß die Männer eben nehmen, wie sie sind...“

Wieder Stillschweigen. „Und du, Mirame? Immer noch mit Bridain?“ „O nein, das ist aus.“ „Du bist allein?“

„Ja.“ „Sagt du denn Sitzungen?“ „Kaum. Die Maler sind alle auf dem Land. Im August malen sie ja immer nur Landschaften.“ „Na, Mirame, ich muß gehen. Der schlechte Kerl erwartet mich.“

„Du brennst ja darauf, ihn zu treffen. Nach‘ doch aus deinem Herzen keine Mördertat, Mädel... und nur ja keine Szenen!“ „Auf Wiedersehen, Mirame.“

„Leb‘ wohl, Cécile!“ Chalouette blickt heimlich zur Seite. Eine kleine, blaugelbeidete Gestalt mit rotblondem Haar geht nach dem Boulevard St. Michel zu, voll Born und Unruhe. Mirame zeichnet mit der Spitze ihres Sonnenschirms Muster in den Kies.

„Mirame.“ Welch klaffische Erinnerung an die Schauspielerin, die beim Beginn des „großen Jahrhunderts“ Micheliu'sche Verse sprach! Dieser Name, auf dem der unvergängliche Hauch der „Kretiosen“ liegt, als Spitzname eines Modells mußte Chalouettes Neugier erwecken. Er rückt bis ans Ende der Bank und wendet sich dann um. Sie sitzt vornübergebeugt, das Gesicht von einem Strohhut überschattet, der mit Perlen aus Bandrossetten gesiert ist. Sie trägt einen enganliegenden grauen Tuchrock. Ein Gürtel aus Hirschleder umschließt die weiche, biegsame, niederlose Taille, die Batisthuse läßt den Hals frei, der elfenbeinweiß, von zartem Flaum bedeckt, unter dunklen Haaren schimmert.

Es schlägt sieben Uhr. Die Ravelle hat sich zurückgezogen, die „Malangen“ mit ihren kleinen Freundinnen begeben sich jetzt in die Cafés, die schon von weitem nach Musik riechen. Der Himmel ist wie in Gold getaucht, aus der Ferne hört man den Trommelwirbel des Zapfenkreuzes und die Trompeten der Straßendaynen. Mirame und Chalouette erheben sich in

demselben Augenblick. Sie wendet sich nach rechts, er nach links, so daß sie sich stoßen. Der Sonnenschirm fällt zur Erde und der „goldene Wagen“ auch. Sie lacht: „Verzeihen Sie, mein Herr.“

„Ich muß um Entschuldigung bitten.“ „Es ist nichts geschehen.“ Er hebt den Sonnenschirm auf, sie das Buch. „Ach, das lesen Sie? Ich hab' Samain gefannt, das heißt ich habe ihn einmal in der Redaktion des „Mercur“ gesehen.“

dies Gesicht... So hatte sie ausgesehen, vor 12 Jahren war sie ebenso alt gewesen, sie, Clérie, für deren Namen er die zärtliche Abkürzung „Cléri“ gefunden hatte. Ganz so... und wie er Mirame zuhört, die von früheren Zeitschriften und verstorbenen Dichtern spricht, erscheint die Ähnlichkeit noch deutlicher; wer hätte Cléris Züge beschreiben können? Dies junge Geschöpf von 20 Jahren, das nicht hübsch und doch viel mehr als hübsch, oft mehr als schön gewesen, mit dem kleinen Gesichtchen, das, wie ein Spiegel ihrer wechselnden Stimmung, alle Empfindungen wiedergab, in einem Augenblick lächelte, im nächsten traurig blickte, das süße Antlitz mit der hohen Stirn, den dunklen, immer halbgeöffneten Scheiteln, den samtenen Augen und den vollen, lieblichen Wangen.

„Haben Sie Nanteuil nicht gefannt? Er las seine Gedichte immer an den Abenden der „Plume“, die damals in der „Goldenen Sonne“ stattfanden. Jetzt ist er beim Montmartre...“

„Wer?“ „Nanteuil, er war... mein Freund. Ich war damals gerade dem Modestalon entlaufen, es war 18 Jahre. Ich war im Jahre 1893.“

Mirame macht ein paar Schritte, Chalouette folgt ihr. Sie spricht mit Entzücken von diesem Nanteuil, den niemand kennt. Er hört kaum zu. Er sieht nur ihr Profil und scheint mit Cléris Schatten über weisse Wälder zu wandeln.

1893! Damals herrschte der Symbolismus, und Wagner war noch nicht jedem verständlich. Die jungen Leute kleideten sich wie Kastigane, die Frauen trugen Glockenröde und Buffärmel. Die Vestiblen waren nicht durchaus lächerlich. O, ferne Zeiten! André Chalouette hatte die Zukunft vor sich. Traum und Wirklichkeit, Poesie und Liebe, Waise und Geliebte, alles glaubte er zu besitzen, wenn er Cléri in seinen Armen hatte.

„Ich habe bei Carlo Schwabe Modell gestanden, ich war damals sehr mager, jetzt bin ich schlank, das ist besser.“

Wie schlank und biegsam war Cléri, wie eine Eidechse. Auf allen Bildern ihres Mannes war sie erkennbar, als „Dame mit den Sonnenblumen“, als „Schönheit und Pegasus“. Denn ihr Mann war ein dem Whistizismus ergebener Maler, der zugleich das komische Genre bevorzugte, ein guter Freund Andrés.

Der betrog seinen Freund mit viel Bewußtsein, auch nur ein guter Freund, nichts weiter. Ihm selbst fehlte es nicht an außerordentlichen Fertigkeiten, er nannte seine Frau stets „mein kleiner Kamerad“. Ein merkwürdiges Geschöpf war sie, in Ateliers aufgewachsen, das nichts gelernt hatte und alles konnte, nachhaft,



Die Wiener Sängerrinnen Grete Wiesenthal und Ulli Berger, die zurzeit in Pantomimen von Hugo v. Hofmannsthal in Berlin auftraten. Becker & Maass.

„So?“ Er bleibt stehen und möchte sie vielerlei fragen. Denn unter seinen Liebhaberschriftstellern bewundert er Albert Samain am meisten und hat sich immer vergeblich gewünscht, ihn kennen zu lernen. Mirame steht vor ihm, er sieht sie an, Auge in Auge, er fühlt einen Stich im Herzen... dies Gesicht...